

**Zeitschrift:** Acta Tropica  
**Herausgeber:** Schweizerisches Tropeninstitut (Basel)  
**Band:** 15 (1958)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Drei polynesische Protagonistenprofile  
**Autor:** Draws-Tychsen, Hellmut  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-310755>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Drei polynesische Protagonistenprofile.

VON HELLMUT DRAWS-TYCHSEN.

## *I. Einleitende Bemerkungen, die historische und aktuelle Komplexivität des Themas betreffend*

«Die Südsee-Inseln sind ein sozusagen klassischer Boden für unzuverlässige Berichte; ehe man weitere Schlüsse macht, ist es daher dringend notwendig, sich immer erst zu vergewissern, was eigentlich von den behaupteten Tatsachen zuverlässig und erweislich wahr ist» (BENEDICT FRIEDLAENDER: Über den sogenannten Palolowurm, Biologisches Centralblatt *XVIII*, 10). In den nachfolgenden Ausführungen, dem Ergebnis eines zwanzigjährigen Studiums aller erreichbaren einschlägigen veröffentlichten und unveröffentlichten Literatur sowie verschiedener kundiger privater mündlicher Mitteilungen, soll versucht werden, einen knappen, aber zuverlässigen Lebensbericht dreier polynesischer Protagonisten aus dem überlieferten Tatsachenmaterial abzugeben. Diese Porträtskizzen dürfen zweifellos im Angesicht der bevorstehenden Jahrtausendwende eine besondere geschichtliche Anteilnahme beanspruchen, denn das neue (sehr neue!) Zeitalter, das unaufhaltsam heraufzudämmern beginnt, hat die bisher gangbaren Menschheitswege über die erdgebundenen Kontinente hinweg direkt in das Universum hineingeführt und die daraus fällige Weitsicht der neuen Aspekte kann vorerst nicht einmal vag abgeschätzt werden. Darüber hinaus hat die regionale Ausdehnung des Zweiten Weltkrieges über weite Bereiche des Pazifischen Ozeans hinweg (einschließlich der jüngsten amerikanischen Atombombenversuche in jenem, auch politisch unruhig gewordenen Weltmeersektor) einschneidende Umwälzungen verursacht, die in ihren sozialen, psychologischen, kulturellen und biologischen Folgeerscheinungen noch nicht klar genug abgegrenzt werden können, aber zu ernsthaften Befürchtungen, vor allem für die ethnologischen und historischen Wissenschaften, erregenden Anlaß geben müssen, die nicht gleichgültig übersehen oder überhört werden sollten. Gewisse jüngstzeitliche Vorkommnisse auf Tahiti, Samoa und Hawaii registrieren seismographisch exakt die unaufhörlichen Eingeborenenwünsche um freiere und bessere Selbstverwaltung, deren zeitlos gültiges Fernziel die absolute staatliche Eigenständigkeit bleibt.

Der weiße Mann darf sich nicht mehr erlauben, die metall- und schriftlosen Polynesier mit ihrer zielfernfahrtigen und ariki-getragenen Hochkultur von mindestens vier Jahrtausenden (BENEDICT FRIEDLAENDER: Notizen über Samoa, vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 22. Oktober 1898: «Die Häuser und Gerätschaften sind im wesentlichen noch dieselben wie vor Hunderten, ja vielleicht Tausenden von Jahren.») wie primitive Wilde zu werten. Die koloniale Zeitperiode hat endgültig abgewirtschaftet. Auch eine gründliche Neuordnung des ethnologischen Südseebildes insgesamt bleibt vonnöten. Meine nachfolgenden Ausführungen sind daher auch von der weltweiten Erkenntnis überschattet, die ebenfalls BENEDICT FRIEDLAENDER in seiner weiteren Untersuchung «Nochmals der Palolo und die Frage nach unbekanntem kosmischen Einflüssen auf physiologische Vorgänge» (Biologisches Centralblatt *XIX*, 8) schon vor mehr als einem halben Jahrhundert letztgültig, wie folgt, formuliert hat: «Der jedem Weltreisenden, aber auch nur diesem, aus mannigfacher Erfahrung bekannte, geradezu ungeheuerliche Rassendünkel des weißen Mannes und sein Hochmut gegen die Farbigen ist wirklich etwas, das man im Interesse der Gerechtigkeit und höheren Gesittung auf Schritt und Tritt bekämpfen sollte.»

## II. König Kamehámehá I. von Hawaii, ein Napoleon der Südsee

Auch die Südsee hat ihre großen historischen Zeiten gehabt, die leider mehr oder minder im Dunkel der Sage unenträtselt liegen. Auch die Südsee hat Männer und Frauen von genialen Ausmaßen hervorgebracht, ehe die alten Kulturreiche Hawaii, Mangaia, Rapanui, Samoa, Tahiti und Tonga zu Ende des vergangenen Jahrhunderts ihre politische Unabhängigkeit verlieren sollten. «Immer ist über den Fluch der Eingeborenenkriege gewimmert worden; in den schwärzesten Farben sind uns und werden uns noch die Laster der Naturvölker geschildert, Nacktheit, sexuelle Ausschweifungen, Kannibalismus, Kindermord, Menschenopfer, Vielweiberei, Inzucht, die die Eingeborenen zum Ruin führen müßten und denen allein europäische Kultur und christliche Moral und Sitten steuern könnten. Aber die immerwährenden, in ihrer Quersumme recht unblutigen Kriege der nackten Polynesier — soweit ihnen der Weiße nicht Pulver und Blei gab —, sexuelle Ausschweifungen, die in der Zeit ihres Heidentums moralisch harmloser waren als jetzt, Kannibalismus, der häufig eine Folge der Übervölkerung war, Kindermord und Abtreiben, die vielfach staatliche Einrichtung waren zum Vorbeugen von Übervölkerung, Vielweiberei, Inzucht und Menschenopfer mit allen ihren Greueln haben nicht verhindert, daß die Bevölkerung sich vermehrte und verdoppelte, bis schließlich der Überschuß über das kleine Gefäß der Insel hinausquoll. Jetzt gehören alle diese Laster und Ausschweifungen, die angeblich die Bevölkerung zugrunde richten mußten, längst der Vergangenheit an, aber die beglückten Ost-Polynesier, die unter ihrer Herrschaft gesund und kräftig waren, die gegen Übervölkerung kämpfen mußten, sind zu einem elenden Häuflein Degenerierter zusammengeschmolzen. Gelangweilt durch ein inhaltsloses Dahinleben, in geistige und kirchliche Fesseln geschlagen, die ihrem von Natur lebensfrohen Charakter ganz fremd sind, ihrer gesunden körperlichen Spiele, ihres den Leib stärkenden und den Geist erfrischenden Sports wegen der ‚debasement tendency of many, and the inutility of others‘ durch die Missionare beraubt; den von uns eingeführten Seuchen gegenüber widerstandslos, weil moralisch deprimiert und körperlich durch deplazierte Kleidung verweichlicht, siechen sie dahin in einem tatenlosen Leben, bemüht, aus dem eigenen Dasein bei denkbar geringster Arbeit möglichst viele Genüsse herauszuschlagen, ohne Interesse, durch Erzeugung von Nachkommen Erben eines solchen Lebens zu schaffen» (GEORG FRIEDERICI: Ein Beitrag zur Kenntnis der Tuamotu-Inseln, Mitteilungen des Vereins für Erdkunde, Leipzig 1910, S. 160/161).

Die hawaiischen Inseln scheinen schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bewohnt gewesen zu sein. Über den Ursprung der Bevölkerung wissen wir immer noch nichts Genaues; sicher ist jedenfalls, daß die Besiedelung ihrer Inseln von Savai'i, der größten samoanischen Insel, ausgegangen sein muß. Im elften Jahrhundert beginnt die große Völkerwanderung in den Inselreichen der Südsee, hervorgerufen durch die Vertreibung polynesischer Einwanderer aus Fidschi (Viti). Dann folgen Jahrhunderte völliger geschichtlicher Ungeklärtheit.

Die ersten Europäer landeten wahrscheinlich nach dem Tode des berühmten Königs Umi, dessen Andenken in einigen der schönsten hawaiischen Legenden fortlebt, also ungefähr im Jahre 1527, auf Hawaii. Als eigentlicher Entdecker der Inselgruppe gilt der spanische Seefahrer Juan Gaetano, der 1542, vielleicht auch erst 1555, zur Zeit des Königs Kealiokaloa, auf der Insel Kauai gelandet sein soll. Es folgen nun zwei Jahrhunderte blutigster Fehden zwischen den Bewohnern der Inseln Hawaii und Maui einerseits und denen von Molokai und Oahu andererseits. Während der letzten Epoche dieses furchtbaren Wirrwarres wurde Kamehámehá der Große geboren, der noch einmal für sich und seine Nachfahren die Insellande von Hawaii zu einem Königreiche vereinte, der letzten ragenden Blüte hawaiischer Selbständigkeit. Bekanntlich wurden die Inseln 1898 annektiert und als Territorium den Vereinigten Staaten von Nordamerika angegliedert.

Es ist eigentümlich in der Geschichte aller Völker, daß in Zeiten höchster politischer Not dem Staate urplötzlich ein genialer Lenker und unerschütterlicher Retter geschenkt wird, der das Chaos glättet und ordnet und das Volk zu ungeahntem Aufstieg führt. König Kamehámehá I., in der Geschichte «der Große» genannt, wurde am 11. November 1736 zu Kokoiki im Distrikt Kohala der Insel Hawaii als Sohn eines untergeordneten Distriktadeligen geboren. Schon als unmündiger Knabe bewies er bei zäher Ausdauer und lebendigster Gewandtheit höchsten persönlichen Mut. Als kaum erwachter Jüngling beteiligte er sich mit hervorragendem Geschick an den zahllosen Kriegen seiner Zeit und sammelte jene unerläßlichen Detailerfahrungen und jene straffe Organisationsfähigkeit, die ihm noch besonders die mächtige Einigung seines weiträumig über eine größere Inselflur verstreuten Volkes ermöglichten.

Der 18. Januar 1778, wo der berühmte englische Seefahrer James Cook von der süßwasserlosen Weihnachtinsel hinaufsegelnd vor Oahu kreuzte, bleibt ein denkwürdiges Datum. Cook landete nicht, sondern umfuhr die Inseln Oahu, Kauai und Niihau, bis er endlich, wieder an die Küste von Kauai gelangt, vor dem Waiméa-



Abb. 1. König Kamehámehá I. von Hawaii. Federzeichnung von Hermann Krach nach dem Kopf des überlebensgroßen Denkmals vor dem Kapiolani-Palast in Honolulu.

flusse zu ankern beschloß. Von dort segelte er nochmals nach Niihau und weiter zur Nordwestküste Mauis, wo er, ohne zu landen, bei dem dortigen kurzen Aufenthalt den Besuch Kamehámehá's an Bord empfing, der damals noch simpeler Provinzadeliger war. Bei seinem einen Tag lang währenden Besuch an Bord hatte Kamehámehá die erste Gelegenheit, die neueren Erfindungen europäischer Armierung kennenzulernen. Nichts entging dem Scharfblick des genialen Geistes, der seither seine kühnen Eroberungspläne zu entwickeln begann. In aller Stille und mit aller Ruhe bereitete er sich vor auf eine kommende und letztgültige Entscheidung. Das Jahr 1782 brachte Kamehámehá die erste Frucht seines vorausschauenden Wirkens; in der mörderischen Schlacht von Mokuahae besiegte er seinen Gegner Kiwalo und eroberte somit den größten Teil der Insel Hawaii. Prophetische Dichter des Volkes, vor allen der noch heute allseitig im Volksmunde bekannte und gefeierte Kealumoku, der Dichter des berühmten Liedes «Kauikalani», besangen schon damals in dem durch gewaltige Körperkräfte und edelste Geistesgaben ausgezeichneten Kamehámehá den zukünftigen König der ganzen Inselgruppe.

Aber erst im Jahre 1790, nach Gefangennahme des tapferen Keoua, gelang es dem König, sich nach Eroberung des letzten Distriktes von Puna zum Alleinherrscher der Insel Hawaii zu machen. Noch im Sommer des selben Jahres überfiel und eroberte er die Insel Maui. Die unermüdlichen Vorbereitungen zur Vereinigung des ganzen hawaiischen Volkes veranlaßten im folgenden Jahre die Herrscher Kahakili von Oahu und Kaéo von Kauai, ihre Kanuflotten zu vereinigen und zum Angriff gegen Kamehámehá nach der Insel Hawaii zu segeln. Die beiden verbündeten

Herrscher wurden in der Seeschlacht bei Hilo vernichtend geschlagen. Kamehámehá verfolgte die Reste ihrer vereinigten Truppen mit seiner 16 000 Mann starken Armee, dem größten Heere, das die Südsee überhaupt jemals gesehen hat, bis in das Innere von Oahu, wo dieselben im Tale von Nuuanú durch Einzelkampf und Sturz in den 1200 Fuß tiefen Abgrund restlos bis auf den letzten Mann aufgerieben wurden; auch die beiden Herrscher samt ihren Söhnen blieben in der Schlacht. Hawaii, Lanai, Maui, Molokai und Oahu befanden sich nun im Besitz Kamehámehás. Zur Vollständigkeit aller Zacken in seiner Königskrone fehlten nur noch die Inseln Kauai und Niihau, deren Besitznahme durch die größere Entfernung derselben und die reißenden Meeresströmungen vor der Hand nicht ratsam erschien; auch hingen Bewohner und Führer beider Inseln mit fanatischer Erbitterung an der ererbten Freiheit.

Kamehámehá verbrachte daher die Zeit bis zum Jahre 1804 in ungewolltem Frieden; sie war sehr segenreich für sein Volk. Ein langsamer Wohlstand erblühte, gefördert durch weltweite Einsicht und außerordentliche Gerechtigkeit des Monarchen. Von der lauterer Gesinnung des Königs zeugen vor allem die Aufzeichnungen und Aussprüche Otto von Kotzebues und George Vancouvers. Ein deutscher Dichter vom Range Adelbert von Chamisso war zeitlebens stolz darauf, dem genialen Hawaiier einmal die Hand gedrückt haben zu dürfen. Kamehámehá der Große war grandios im Kriege und gütig im Frieden. Er liebte nicht zuletzt den Frieden; aber er sah das unvergängliche Werk seines Lebens in der Einigung seines Volkes, die mit Vermeidung von Blutvergießen sich nicht endgültig durchführen ließ. Vancouver besuchte in den Jahren 1791—1794 im Auftrage der englischen Regierung dreimal das hawaiische Inselreich. Er wurde vom König auf das freundlichste aufgenommen. Aus Dankbarkeit hierüber überließ er dem Inselvolk viele Nutzpflanzen, unter anderen den Apfelsinenbaum, sowie californisches Rindvieh und Schafe, den Grund des heute so ausgezeichneten Herdenbestandes auf den Inseln. Da Kamehámehá die Eroberung von Kauai und Niihau endgültig vollziehen wollte, wandte er sich bei dem letzten Besuch Vancouvers freundschaftlich an den englischen Kapitän, um von ihm Waffen und Munition zu erhalten. Die Verhandlungen scheiterten jedoch bis auf die Erbauung eines größeren Kriegsfahrzeuges durch englische Zimmerleute, das auch nach europäischer Art mit Kanonen armiert wurde und somit eine wichtige Verstärkung der hawaiischen Flotte bildete. Sonst begnügte sich Vancouver damit, dem König Ratschläge für seine Eroberungspläne und die Fortentwicklung seines Staates zu geben.

Anno 1801 ereignete sich auf Hawaii der letzte und historisch gewaltigste Ausbruch des Riesenvulkans Hualalai, der die fast vollständige Verheerung der überaus fruchtbaren Südwestküste der Insel zur Folge hatte. In zwei Armen ergoß sich der Lavastrom talabwärts, mit ungeheurerer Geschwindigkeit alles vernichtend. Die erschrockenen Eingeborenen opferten der verhaßten Pele, der furchtbaren Göttin der unterirdischen Feuer, lebende Schweine, aber ohne jeden Erfolg. Da erschien in der höchsten Not König Kamehámehá, von zahlreichen Priestern und würdigen Nobeln umgeben. Er schnitt sein nach Vorväterüberlieferung für heilig geltendes Haupthaar ab und warf es in den brodelnden Lavastrom. Siehe da! Nach zwei Tagen hörten die Lavaergüsse auf, ein letztes heidnisches Wunder gleichsam. Infolge des Vulkanausbruches verlegte der König seine Residenz von Kailua auf Hawaii, seinem Sanssouci, nach Waikiki auf Oahu, in unmittelbarer Nähe der heutigen Hauptstadt Honolulu. Bei jener Gelegenheit wurden die ersten Manöver der sogenannten Péleleu-Flotte veranstaltet, die der König bei zäher Organisation aus dem eisenharten Holz seiner Wälder schaffen gelassen hatte. Diese Flotte schob sich in den beiden nächsten Jahren unmerklich nahe an die Inseln Kauai und Niihau heran, zu allerletztem Eroberungskampfe bereit. Es sollte anders sich ereignen.

Beinahe ein Siebziger, hatte der geniale Monarch bei Einführung der ersten Pferde, die sich rasch vermehrten und zu weiterem Wohlstand des Reiches beitrugen, das Reiten gelernt, um ein mutiger und waghalsiger Reiter zu werden. Beschwingt und verjüngt eröffnete er zu Anfang des Jahres 1804 mit einem stattlichen, wohlausgerüsteten Heere und der vorzüglich eingeübten Flotte den Krieg gegen Kaumualii, den Herrscher von Kauai und Niihau. Die Achtung vor seinem tapferen Gegner und der Vorbedacht der Schwierigkeit des bevorstehenden Kampfes veranlaßten Kamehámehá, bei seinem Feinde in persönlicher Unterredung die friedliche Erlangung seines Zieles zu versuchen. Der Gegner, auf die bekannte Ehrlichkeit Kamehámehás vertrauend, erschien zur festgesetzten Stunde vor dem König. In der großen Leutseligkeit des Genies entwickelte Kamehámehá seinem Gegner die ihn erfüllende Idee der Einigung. «Schau her», sprach der greise Monarch, «der Einigung der gesamten Nation, die vordem in kleine Teile zersplittert und der Willkür unbegabter Fürsten ausgesetzt war, gilt mein Leben, und wisse, daß meine Kinder das fortführen und vollenden werden, was durchzusetzen ich vielleicht nicht mehr könnte. Kehre heim, Du mein Gast, Du bist frei, und handele, wie Dir gut erscheint.» Durch den Großmut Kamehámehás seelisch überwältigt, bot der Herrscher der Inseln Kauai und Niihau dem

genialen Einiger des hawaiischen Inselreiches unverzüglich ein freies und friedliches Vasallentum an; zwei große Charaktere hatten sich fortan zu vertrautester Freundschaft gefunden. Aber, was der Krieg an Menschenmorden ersparte, fraß bald darauf eine pestartige Seuche, die sogenannte Ahu-lau-o-kua, und der Wohltäter seines Volkes mußte unter aufopfernder Gefährdung der eigener Gesundheit tüchtig zupacken, um überall Linderung schaffen zu können.

Nach glücklich vollzogener Einigung des gesamten Inselreiches beschäftigte sich der große König vornehmlich mit der wirtschaftlichen Förderung seines Staates. Es wurden Handelsverträge mit ausländischen Mächten abgeschlossen. Das Recht der Fischerei und der Waldnutzung wurde vorbildlich geregelt. Als einmal ein Distriktfürst den König fragte, warum er, wo er doch alt sei und bald sterben müsse, die jungen Sandelbäume abzuholzen verbiete, erwiderte jener: «Ich habe Söhne; diesen gehören die jungen Bäume gleichwie mir die alten.» — Leider wurden die weisen Worte später vergessen und mit der wahllosen Vernichtung der kostbaren Sandelholzwälder eine wichtige Einnahmequelle der Inseln zerstört. Tüchtige Gouverneure wurden zur Verwaltung der einzelnen Inseln ausersehen und mit großer Apanage ausgestattet, damit keine Korruption oder Drangsalierung der Untertanen vorkäme. Überall hat die weise Regierung des Königs Wohlstand und Gedeihen im ganzen Inselreiche heraufgefördert. Nur die Einführung einer neuen hawaiischen Sprache mißlang. GEORG FRIEDERICI bemerkte dazu: «Ganz bekannt sind die autokratischen Bemühungen des Königs Kamehámehá von Hawaii, durch Worttabu und Neuersatz das Vokabularium dieses polynesischen Dialekts radikal umzuformen. Diese bei seinen Lebzeiten energisch durchgeführte Reform fiel aber nach seinem Tode infolge des Widerstandes von Häuptlingen und Volk vollkommen zusammen, so daß die von ihm neueingeführten Wörter nahezu restlos verschwunden zu sein scheinen.»

Im März 1814 wurde dem fast achtundsiebzigjährigen Great old man of Hawaii der zweite Sohn, Kauikeaouli mit Namen, geboren. Der Kronprinz Liholiho und spätere König Kamehámehá II. hatte bereits 1797 das Licht der Erde erblickt. Beide Söhne gebar ihm die erste Gattin Keopuolani, die Tochter des Herzogs Kalaniopuu von Maui. Der König besaß auch eine zweite Frau, die in der Entwicklungsgeschichte des Inselreiches später so bedeutvoll gewordene Kaahumanú, die er als Siebenjährige 1775 geehelicht hatte. Die letzte Großtat des greisen Monarchen war die Fertigstellung der Festungswerke von Honolulu im Jahre 1817, die ein Jahr vorher sein Feldherr Kalánimoku zu erbauen begonnen hatte.



Die Berufung von Missionaren und die Abschaffung des heidnischen Götzendienstes sollte der geniale und fromme Herrscher nicht mehr erleben. Sein ausgesprochener Wunsch, Christ zu werden, wurde von der englischen Regierung, an die der hawaiische König mehrfach sich gewandt hatte, leider zu spät erfüllt.

Im Vorgefühl des nahen Todes begab sich Kamehámehá der Große, ein Napoleon der Südsee, vom lieblichen Waikiki der Insel Oahu nach Kailua im Distrikt Kona der Insel Hawaii, seinem Lieblingsorte, woselbst er in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahre am 8. Mai 1819 verschieden ist. Sein Tod versetzte das hawaiische Volk in monatelange allgemeine Trauer. Auch die anderen Kulturnationen der ganzen Erde wußten, daß ein Genie verblieben war. Die sorgfältig gereinigten und in kostbare Tapa-Stoffe gewickelten Gebeine des großen Herrschers wurden an einer bisher unbekannt gebliebenen Stelle, wahrscheinlich im glühenden Lavaschlunde des Kilauéa-Kraters, beigesetzt. Sein überlebensgroßes Denkmal ragt noch heutzutage vor dem ehrwürdigen Hause des hawaiischen Parlamentes und sein Andenken wird fort und fort alljährlich am elften Juni in althergebrachtem Ritual gefeiert. Die vorentdeckerische heidnische Geschichte des Inselkönigreiches Hawaii aber war endgültig ausgeklungen.

### *III. König Tubou I. von Tonga, ein allerletzter Urkanake*

«Polynesien erscheint, so weit es sich auch räumlich erstreckt, als eine Einheit, deren einzelne Elemente nur sekundäre Unterschiede aufweisen, und diese Übersichtlichkeit verleitet leicht dazu, ähnlich klare und große Einheiten in den beiden anderen Gebieten zu sehen, welche mit Polynesien nach einem üblichen Schema Ozeanien zusammensetzen. Wer heute von ‚Mikronesiern‘ spricht, verfehlt allerdings selten hinzuzusetzen, daß er dieses Wort zunächst im geographischen Sinne gebrauchen, keine ethnographische Einheit damit bezeichnen will. Die gleiche Vorsicht ist vielleicht auch den ‚Melanesiern‘ gegenüber geboten» (GEORG THILENIUS: *Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien*, I. Teil — *Die polynesischen Inseln an der Ostgrenze Melanesiens*, *Nova Acta. Abhandlungen der Kaiserlichen Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher LXXX*, 1, Halle 1902). Mit solchen Sätzen hatte GEORG THILENIUS bereits vor einem halben Jahrhundert eine letztgültige Formel für Polynesien gefunden, die nicht nur kulturell und sprachlich, sondern auch somatisch und charakterlich zutrifft. Wenn also in Polynesien das achtzehnte Jahrhundert den genialen Hawäier Kamehámehá hervorgebracht hat, so wollte darin das neunzehnte Jahrhundert mit dem genialen Tonganer

Tubou keineswegs nachstehen, denn nach einem geheimnisvollen Naturgesetz brennen alle elementaren Flammen am loderndsten unmittelbar, bevor sie unwiederbringlich erlöschen, obwohl das Unaufhörliche irdisches und kosmisches Grundgesetz zugleich bleibt.

Die Tonga-Inseln wurden im Jahre 1643 von dem holländischen Seefahrer Abel Tasman zufällig entdeckt und von dem großen englischen Südseeforscher James Cook in den Jahren 1773 und 1777 vier Monate lang gründlich durchstreift. WILLIAM MARINER, durch einen Schiffbruch dorthin verschlagen, die Gunst des Fürsten Finau genießend und mehrere Jahre wie ein Tonganer lebend, veröffentlichte 1814 in London seine berühmt gewordene zwei-bändige Monographie von geradezu klassischer Prägung über das ferne kanakische Inselkönigreich «An Account of the Natives of the Tonga Islands», die ein Jahr fünf später im Weimar Goethes, der an einem Exemplar der eingesessenen Riesenfledermaus (*Pteropus tonganus*) nicht uninteressiert sich gezeigt haben soll, bereits deutsch erschienen ist. Damals war gerade das uralte Herrscher-geschlecht der Tuitonga — tui bedeutet Großherr — infolge der Empörung mächtiger Distriktfürsten entthront worden und ist wenige Jahrzehnte später in der männlichen Linie erloschen; es soll den heiligen Überlieferungen gemäß göttlichen Ursprunges gewesen sein und genoß daher auch göttliche Verehrung. Prinzessin Lavenia, die Enkelin des letzten Tuitonga und Tochter des Polizeiministers Kubu, ehelichte am 1. Juni 1899 in der Landeshauptstadt Nukualofa den sechsundzwanzigjährigen Urenkel des Fürsten Tubou Tuikanokupolu von Haapai und späteren Einigers von Gesamttonga, Seine Majestät König Taufua Ahau Iioaii (Georg) II., starb jedoch schon nach kaum dreijähriger Ehe. Da jeder Tuitonga tabuiert war, vermochte er nur mittels Zwischenpersonen mit seinen Untertanen zu verhandeln, denn er war nicht nur der erste weltliche, sondern auch der höchste geistliche Mann seines Reiches, so unvergleichlich hehr und heilig, daß er weder tatauiert noch beschnitten werden durfte. Als Zwischenpersonen sollte sich die Familie Tuikanokupolu erfolgreich einschalten und allmählich alle weltliche Macht der Tuitonga an sich ziehen, so daß den letzteren lediglich die geistliche Macht übrig blieb. «Wie lange die von Bulotu, der» (schemenhaften zweidimensionalen) «Unterwelt, gekommenen Tuitonga über die Inseln geherrscht haben, wissen wir nicht, doch werden ihre Gräber noch nach Jahrhunderten Zeugnis von ihrer Macht ablegen, die eine bedeutende gewesen sein muß, wenn man die ungeheure Arbeit, die bei diesen Bauten geleistet wurde, gegen die geringe Arbeitslust ihrer Untertanen abwägt . . . Steine von ungeheurer Größe sind dazu verwendet; be-

denkt man, wie unvollkommen die Instrumente waren, mit denen die Werkleute dieselben brechen, behauen, an Ort und Stelle schaffen und aufrichten mußten, wie langsam die Arbeit, selbst bei größtem Fleiße, fortschreiten konnte, so muß man Volk, Herrscher und Bau gleichmäßig bewundern» (ARTHUR BAESSLER: Südsee-Bilder, Berlin 1895, S. 301 und 313).

Anno 1797, dem Jahre der Geburt von König Tubou I., bemühte sich die zwei Jahre zuvor gegründete London Missionary Society mit zehn Missionaren auf Tongatabu, der Hauptinsel, Fuß zu fassen; aber die konservativen und zugleich kriegerischen Tonganer jagten sie drei Jahre später von dannen, allein ihren heimischen Göttern vertrauend. Ein anderer Christianisierungsversuch, von Wesleyanern anno 1822 unternommen, mißlang ebenfalls völlig und auch ein weiterer scheiterte vier Jahre später, gleichfalls auf Tongatabu. Sie sagen Christus und meinen Kattun; so nämlich ist jenes zwielichte und verhängnisvolle Wirken anglikanischer Missionare in die Menschheitsgeschichte eingegangen. Aber nicht umsonst hatten sich die Tonganer jahrhundertlang mit ihren samoanischen Inselnachbarn in tollkühnen Fahrten und beispiellosen Fehden gemessen; sie waren nicht verweichlicht worden und ihre herkömmliche Hochkultur lag keineswegs in den letzten Zügen, «denn», wie BENEDICT FRIEDLAENDER, der bekannte Vulkanologe, in seinem weltberühmt gewordenen «Samoa»-Essay (Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte, Braunschweig, April und Mai 1899) zeitlos-gültig festgestellt hat, «der Hauptgesichtspunkt der tonganischen Politik ist die möglichste Fernhaltung des weißen Händlervolks. Toga maa Toga (,Tonga den Tonganern')! ist der Wahlspruch jenes kleinen Königreiches, ein Wahlspruch, der zu Shirley Waldemar Bakers Ruhm und Ehre in hohem Grade auf Wirklichkeit beruht». Der frühere Missionar und spätere Arzt Shirley Waldemar Baker aber war zehn Jahre lang Premierminister und treuer Gefährte unseres Königs von Tonga.

König Tubou begann seine politische Laufbahn als Fürst seiner Heimatinselgruppe Haapai; er mochte damals ungefähr dreißig Jahre alt geworden sein. Störrische Häuptlinge konnten die weit gesteckten Ziele jenes allerletzten Urkanaken keineswegs erschüttern oder gar umstoßen. Seit dem Jahre 1830 bediente er sich auf Haapai mit großem diplomatischen Geschick der wesleyanischen Missionare, um seine politischen Pläne erfolgreich verwirklichen zu können. 1831 dirigierte er die wesleyanischen Missionare behutsam nach der Vavau-Inselgruppe, die er kaum zwei Jahre später mit seiner eigenen Haapai-Inselgruppe politisch vereinte. Bereits anno 1832 hatte König Tubou unter dem Vorwand der

Heidenbekehrung gegen die zwischen den Viti- und Samoa-Inseln gelegene kleine Uvea-Inselgruppe einen siegreichen Feldzug unternommen und nur wenig später unterlag Tongatabu, so daß 1839 mit einer neuen und gesamttonganischen Gesetzgebung begonnen werden konnte, die, in den darauffolgenden Jahren mannigfaltig abgeändert, 1862 schließlich abgeschlossen und öffentlich bekanntgegeben worden ist. 1845 wurde Tongatabu endgültig seiner Herrschaft einverleibt. Tongatabus Bewohner waren allerdings den wesleyanischen Missionaren ziemlich feindlich gesinnt und blieben zum größeren Teile den heimischen Göttern treu, wobei die Abneigung gegen den Eroberer eine führende Rolle gespielt haben mag. Diese weltanschauliche Aufspaltung machten sich die französischen katholischen Missionare zunutze, indem sie seit dem Jahre 1841 die verlorenen «Heidenschaft» ihrer fetten päpstlichen Weide zuleiten wollten. Daran stieß sich natürlich König Tubou und brach im Jahre 1851 endgültig den Widerstand der einzelnen, französisch gesinnten Stammesfürsten, wobei die französischen katholischen Missionare auch nicht gerade zimperlich behandelt worden sein dürften, was sieben Jahre später urplötzlich zur Folge hatte, daß ein kaiserliches Kriegsschiff Napoleons III. vor Tonga aufkreuzte und den «Insel-Zaunkönig» zwang, die französischen katholischen Missionare auf seinen sämtlichen Besitzungen bedingungslos zuzulassen. Doch die Wesleyaner hatten sich bereits überall im Inselkönigreiche fest und fromm eingenistet und der «Insel-Zaunkönig» selber freute sich unbändig, daß die Franzosen in seinem verstreuten Herrschergebiet für alle Zeiten, wie man so sagt, das Gesicht verloren hätten. Zwölf Jahre später ließ er seinem «Freunde Wilhelm» übermitteln, daß er im Falle eines deutsch-französischen Krieges strikteste Neutralität bewahren würde, und schon ein Jahr darauf sollte es sich als gültig erweisen, daß ein simpler Südseeinsel-Zaunkönig einen längeren Atem besaß als ein kaiserlicher Neffe des großen Adlers von der korsischen Insel.

Die tonganische Nationalnahrung ist vornehmlich eine vegetabile: Yams, Kokosnüsse, Brotfrüchte und Bananen bilden ihre Grundlage; Wildobst und verschiedene Blattarten dienen als willkommene Beilagen. Fische, Krustensamt Schalentieren und Schildkröten werden Schweine- und Hühnerfleisch gegenüber bevorzugt. Anthropophagie, wie bei den benachbarten melanesischen Vitiern üblich, ist im polynesischen Tonga allgemein unbekannt geblieben; nur dem Kawatrunke wurde gefrönt. So war die Gesundheit der Bevölkerung seit Urzeiten eine außerordentlich günstige und prachtvolle Männertypen von bisweilen zwei Metern Größe wurden nicht selten angetroffen. Schon JAMES COOK bewunderte ihre ungenierten Liebesspiele vor aller Öffentlichkeit und

ADELBERT VON CHAMISSO verdeutschte Proben ihrer idyllischen Poesieen. Sehr ausgeprägt und nahezu pyramidenägyptisch-großartig waren ihre Begräbnisriten und ihr Totenkult überhaupt. Die Langi oder steinernen terrassenförmigen Grabmale der Tuitonga, der vorentdeckerischen tonganischen Priesterkönige, messen in ihrer Länge bis zu fünfzig und in ihrer Breite bis zu vierzig Metern, respektable Ausmaße für eine ferne kleine Südseeinsel! ARTHUR BAESSLER berichtet noch von einem weiteren tonganischen Wunderwerke, bei Mua auf Tongatabu inmitten eines freien Platzes innerhalb dichtesten Urwald gelegen: «... ein aus drei Steinkolossen gebildetes Tor, von dem niemand zu sagen vermag, woher es kam, wie es hierher kam, wer es errichtete, noch welchem Zweck es diente. Der Bau wird einer Gottheit zugeschrieben, die aus Bulotu nach der Insel kam, doch wissen weder die jetzt lebenden Tonganer etwas darüber, noch haben uns die alten Quellen Genaueres berichtet. Die Dolmen, Hamonga genannt, liegen so, daß der Weg durch dieselben genau von Norden nach Süden führt. Das Meer ist nur ungefähr 250 m von denselben entfernt, das Ufer aber durch hohe Korallenriffe so unnahbar, daß ein Landen an dieser Stelle mit einem Kanu ebenso unmöglich ist wie mit einem größeren Fahrzeug. Ein verwahrloster Fußweg neueren Datums führt von der See zu den Steinen. Man nimmt an, daß diese Korallensteine nicht auf Tongatabu selbst gebrochen, sondern von einer anderen Insel hierher geschafft wurden, was die Arbeitsleistung noch bedeutend erhöhen würde, da man hierzu große und haltbare Schiffe hätte bauen müssen. Jedenfalls ist auf Tongatabu kein Ort zu finden, der darauf schließen ließe, daß er für die Lieferung der Steine gedient habe, auch sind keine Stellen vorhanden, wo die Steine für die Langi gebrochen sein können. An der Südküste der Insel bilden die Riffe Terrassen, denen man große Steinblöcke entnehmen könnte, doch verrät hier nichts, daß einst Menschenhände daselbst gearbeitet hätten.»

Geheimnisvoll wie die Gräber ihrer Könige, deren riesige Steinplatten wahrscheinlich von den fernen kleinen Uvea-Inseln herübergeschafft worden sind, hat die Legende auch die Entstehung der tonganischen Inseln ausgestaltet. Einer der vier großen kanakischen Götter, Tangaloa, der Herr und Hüter der moana, der unermesslich-weiten, tiefblau-wogenden See, soll einmal am Strande einer Samoa-Insel geangelt haben. Der Angelhaken mit seiner ungeheuer-langen Angelleine verding sich jedoch an einem Felsen auf dem Meeresgrunde. Der Gott zerzte mit aller Gewalt und zog schließlich die Tonga-Inseln an die Meeresoberfläche. Diese würden wahrscheinlich weit größer geworden sein, wenn nicht die Angelleine plötzlich gerissen wäre und das übrige her-

aufgezogene Land wieder abgleiten mußte. Noch ein drittes Weltwunder hütete die heilige Tongatabu: einen Banyan- oder Buschfeigenbaum, tonganisch *mea* genannt, von riesigen Ausmaßen, dreiunddreißig Meter im Umfange und einundvierzig Meter in der Höhe, unter dessen Schatten der Tuitonga unmittelbar nach seiner Krönung sich zurückzog, um dort die althergebrachten urheiligen Riten zu vollziehen. Auch König Tubou hat unter jenem ehrwürdigen Baume meditiert, den noch im Jahre 1827 der bekannte französische Seefahrer Jules Dumont d'Urville in vollster Lebenskraft vorgefunden hatte, obwohl durch einen Sturm einer der größten Äste abgebrochen worden war, der immerhin einen Umfang von sechs Metern maß. König Tubou war jenem heiligen Baume in seiner Urigkeit durchaus nicht unähnlich; stattlichste Größe, unerschütterliche Charakterfestigkeit, prächtigster Körperbau, außerordentliche Rednergabe, lauterste Tatkraft und persönliche Tapferkeit haben ihn vorbildlich vor allen zeitgenössischen Persönlichkeiten ausgezeichnet. Einmal zur Einführung des Christentums entschlossen, beseitigte er alle Hindernisse, die seinem Vorhaben entgegentraten. Überall zerstörte er die herkömmlichen Götterbilder. Als die Bewohner einer abseitigen Insel dennoch eine geheime Götterfeier in einem heiligen Haine vorbereiteten, ließ er eine Herde Säue hineintreiben und die Götterbilder, die in dem Haininneren verborgen gewesen waren, außen an den Bäumen mit Stricken aufhängen. Wie wichtig er sein Christentum nahm, bewies sich auch darin, daß er sofort alle seine Nebenfrauen entließ und allen seinen Leibeigenen Freiheit und Besitztum schenkte. Seine letzte Gattin, Königin Salote, starb 1889, fast achtzig Jahre alt.

Nachdem König Tubou sein Inselreich politisch geeint hatte, ging er tatkräftig daran, es innenstrukturell auszugestalten. Die bisherigen Leibeigenen wurden freie Pächter ihres bearbeiteten Landes. Alle männlichen Tonganer über sechzehn Jahren mußten eine jährliche Kopfsteuer in Höhe von fünfundzwanzig Goldmark entrichten. Nach englischem Muster und Stile schuf der König höchstpersönlich eine Landesverfassung und ließ die tonganische Ausgabe mit Wirkung vom 4. November 1875 datieren; sie durchlief in den üblichen drei Lesungen die beiden neu eingeführten Kammern, wurde in einzelnen Punkten abgeändert und 1877 in englischer Sprache gedruckt. Die dadurch geschaffene Konstitution wurde in die Lage versetzt, eine gesetzgebende Versammlung einzuberufen, die alle zwei Jahre zusammentreten sollte und deren zweiundsechzig Mitglieder zur einen Hälfte dem Erbadel angehören oder vom König ernannt werden, während die andere Hälfte vom ganzen Volke in direkter Wahl alle drei Jahre neu gewählt

wird. Ein Ministerium von vier Mitgliedern leitet im Auftrage des Monarchen die staatlichen Geschicke; dem Erstminister unterstanden Äußeres, Inneres, Heer und Marine. Drei weiße Instrukteure, ein Amerikaner, ein Deutscher und ein Engländer, schufen für den König eine kleine ständige Wehrmacht von fünfhundert modernst ausgerüsteten Soldaten. Dem Landminister unterstanden Domänen, Forsten, Straßen und öffentliche Arbeiten, dem Polizeiminister die gesamte Rechtspflege, umfassend einen Obersten Gerichtshof, Geschworenen- und Polizeitribunale, und schließlich dem Finanzminister Zölle, Steuern, Post und sonstige Geldangelegenheiten. Veräußerung von Land an Weiße wurde den Tonganern striktest untersagt; auch Pachtverträge mit Weißen waren nur vorbehaltlich der Genehmigung der königlichen Landesregierung rechtsgültig, «damit die Tonganer nicht in die See getrieben werden», wie die Verfassung weitsichtig und verständnisinnig bemerkte. König Tubou gab seinem Inselreiche ein Wappen, eine Flagge und eine Nationalhymne. Bei offiziellen Empfängen erschien der König in Gala nach Art der britischen Admiraluniformen, mit goldenen Schnüren und seidener Schärpe um die Brust; bei seiner Krönung trug er einen mit Hermelin besetzten Mantel und eine von einem Kreuze verzierte Bügelkrone ohne Steine; sie war in Sidney handgearbeitet worden und hatte fünftausend Goldmark gekostet. Das Holz für die Verzierung des großen Thronsessels in der Hofkirche stammte von dem sturmgebrochenen Ast des mächtigen altehrwürdigen Banyanbaumes von Hihifo, den wir bereits als Krönungstätte der vorentdeckerischen tonganischen Priesterkönige kennen, und zeigte in sorgfältigster Intarsienarbeit einen fünfeckigen Stern und vier dreilappige Kleeblätter.

Am ersten November 1876 schloß der achtundsiebzigjährige König Tubou I. einen Handel- und Freundschaftsvertrag mit seinem greisen gleichalterigen «Freunde Wilhelm», dem Kaiser des geeinten Deutschen Reiches, dessen lebensgroßes Bild er im Treppenhause seines Schloßes hängen hatte und das er seinem Volke testamentarisch übereignete; dabei wurde Deutschland der Hafen Taulanga auf Vavau zur Errichtung einer Kohlenstation eingeräumt. Am 29. November 1879 folgte ein gleicher Vertrag mit England und am 1. August 1888 ein weiterer mit den USA, nachdem in einem Sonderabkommen vom 6. April 1886 die beiden rivalisierenden Großmächte Deutschland und England sich verpflichtet hatten, die Neutralität des tonganischen Inselkönigreiches für alle Zeiten zu respektieren. Vornehmlich das hamburgische Kaufherren-geschlecht Godeffroy und die beiden verwandten Familien Sanft und Wolfgram aus Pyritz in Pommern, die durch fortwährenden Nachschub seitens ihrer beiderseitigen Verwandten immer wieder

sich ergänzten, haben sich um die wirtschaftliche Erschließung Tongas bleibende Verdienste erworben. (Erst sieben Jahre nach dem Tode König Tubous I. und zehn Jahre nach dem Sturze seines treuen Premierministers Shirley Waldemar Baker, am 19. Mai 1900, wurde über Tonga gegen den energischen Protest des Königs, der Minister und der beiden Kammern die britische Schutzherrschaft verhängt.) König Tubou hatte sich früher einmal sogar mit dem kühnen Gedanken getragen, einen großtonganischen Staat zu schaffen, der nicht nur seine angestammte Heimat, sondern auch die Inselgruppen von Fidschi, Samoa, Tokelau und vielleicht sogar Hawaii umfassen sollte. Die wirklich innerliche Wandlung des allerletzten Urkanaken vom Heiden zum Christen mag im aller tiefsten Grunde seine weitere Erobererlust abgestoppt und schließlich gänzlich gehemmt haben.

Nachdem König Tubou in Nukualofa eine Landesuniversität geschaffen hatte («children are obliged to attend school between the ages of 7 and 16; free education is supplied first and foremost by the State . . .»), beschäftigten ihn vornehmlich kirchliche Fragen. Es verdroß ihn außerordentlich, daß die wesleyanischen Missionare und Geistlichen unaufhörlich mit dem Klingelbeutel umherwanderten, um danach die «geschnorrten» Gelder raschestens nach Sidney weiter zu schicken. König Tubou intervenierte bei seinem Premierminister Baker und bei seinem Hofprediger Watkin. Die förmliche Gründung der «Tonganischen Freien Kirche», zu deren Oberhaupt der greise Monarch unverzüglich sich selber erklärte, war die unausbleibliche und unwiderrufliche Folge, die der größte Teil seines Volkes freudig begrüßte, indem es der Neugründung sich anschloß. Tonga war damals (1896/97), wie BENE-DICT FRIEDLAENDER nach seinen dortigen Besuchen ganz richtig ausführte, «ein nicht nur nominell, sondern tatsächlich ziemlich unabhängiges, konstitutionelles Königreich. Die Tonganer verdanken diesen Umstand, auf den sie mit Recht äußerst stolz sind, zwei Personen: einem Manne ihres eigenen Stammes und einem Weißen, und zwar einem Missionär. Der erstere ist der alte König Georg Tubou I. — Der Missionär aber ist Shirley Waldemar Baker, der bestverleumdete Mann des Großen Ozeans. Ich habe Baker — persönlich kennen gelernt. Bakers Hauptverdienst besteht darin, daß er für die Unabhängigkeit der Tonganer mit Klugheit, Energie und schließlich mit Aufopferung seiner eigenen Person eingetreten ist und dadurch Zeugnis abgelegt hat, daß er von dem edleren Gehalt des Christentums sehr viel mehr besaß als die meisten Missionäre oder gar die hawaiischen Raubmissionäre. Als Baker mit staatsmännischem Blick erkannte, daß der Zusammenhang der tonganischen Mission mit dem englischen Hauptkörper unver-



einbar sei mit der Unabhängigkeit und Wohlfahrt Tongas, trennte er in geschickter und wirkungsvoller Weise den Zusammenhang durch Gründung der sogenannten tonganischen Freikirche (im Jahre 1885), der sich die Mehrheit der Eingeborenen in sehr richtigem Verständnis zuwandte. Natürlich zur unbeschreiblichen Wut der Shopkeeper und vor allem der wesleyanischen Brüder im Herrn in Sidney. Eine mit allen Mitteln betriebene Gegenagitation, bei der es auch zu einem gegen Baker gerichteten Mordversuche kam (1887), brachte nicht den Übertritt einer merklichen Anzahl von Tonganern zuwege. Denn diese (mir liegen Reden einheimischer Häuptlinge über jenen Gegenstand vor) sahen sehr wohl ein, daß ihre ‚Freikirche‘ im wesentlichen nur zweierlei bedeute: erstens, daß das Geld im Lande bleibe, anstatt wie bisher nach Sidney zu wandern; und zweitens eine Unschädlichmachung des politischen Einflusses, der in letzter Linie natürlich auf eine Annexion durch England hinzielte. Eine Änderung der Religion bedeutete oder bezweckte die Freikirche ja nicht im mindesten. Als Baker einmal in besonderen Nöten war, hat er sich, er, der Engländer, sogar den Deutschen in unzweideutiger Weise genähert, was die Wut seiner Landsleute natürlich noch steigerte. Für den einsichtigen Beurteiler kann es aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Baker eben nur die Eifersucht der Großmächte in diplomatisch-kluger Weise gegeneinander ausspielte, um die Unabhängigkeit und damit nicht nur die nationale, sondern auch die physische Existenz seiner Schützlinge, der Tonganer, zu gewährleisten. Einen Erfolg hatten jene Intrigen gegen die tonganische Freikirche aber doch: Baker, der damals (von 1880 bis 1890) Premierminister des Königs von Tonga war, wurde mit Gewalt von dem berüchtigten Gouverneur von Fidschi, dem ‚Sir‘ J. B. Thurston, auf einem englischen Kriegsschiffe von Tonga wegen angeblicher religiöser ‚Verfolgungen‘ nach dreißigjähriger Anwesenheit entfernt. Die völkerrechtliche Seite der Sache interessiert hier nicht. Der Parvenu Thurston war ‚high commissioner‘ des westlichen Stillen Ozeans und bildete sich daher wohl unumschränkte Machtbefugnisse über englische Untertanen um so mehr ein, als Tonga natürlich zu schwach war, die gewaltsame Deportation seines Premierministers zu verhindern. Zur richtigen Beurteilung kann hier noch hinzugefügt werden, daß für dasjenige, was etwa an jenen ‚Verfolgungen‘ wahr war, formell nicht Baker, sondern der König selbst verantwortlich war, und daß die Schuld an jenen Verfolgungen natürlich nicht die Freikirche, sondern die hinterhältige und ungesetzliche, ja an Hochverrat streifende Gegenagitation der Wesleyaner trug, ohne die selbstverständlich alle Tonganer, dem Beispiele ihres Königs folgend, zur Freikirche übergetreten wären.

— Shirley Waldemar Baker lebte seitdem in Neuseeland, und zwar als Arzt. Als ich ihn dort besuchte, bemerkte ich nichts von den Reichtümern, die er angeblich den armen Tonganern ausgepreßt haben soll. Ganz neuerdings (1897), nach dem Ende des ‚Sirs‘ von Fidschi, ist er wieder nach Tonga übergesiedelt. Sein Werk ist aber in seiner Abwesenheit nicht zu Grunde gegangen; Tonga ist bisher ein unabhängiges, politisch geordnetes, konstitutionelles Königreich geblieben, in dem auch der Weiße zu seinem Rechte kommt. Zu seinem Rechte; aber zu weiter auch nichts».

König Tubou I. von Tonga wurde uralt, so daß er zwei Söhne und zwei Enkel überlebte. Sein Nachfolger auf dem Throne wurde sein anno 1874 geborener Urenkel, ein Großsohn seiner Tochter Salote, die von ihrem Vater verbannt und landesverwiesen worden war, weil sie der wesleyanischen Stammkirche die Treue bewahrt hatte und nicht zur tonganischen Freikirche mitübergetreten war. Alle seine Familienmitglieder, einschließlich des von ihm heißgeliebten Prinzen und Thronfolgers Wellington Ngu, dessen Denkmal vor der Schloßkirche in Nukualofa steht, ließ der Monarch in einer Gruftreihe auf Uiha, einer kleinen Insel der heimatlichen Haapaigruppe, beisetzen, wo er auch für sich selber eine Gruft herrichten ließ. Dort ruhen seine Söhne Wuna und Unga und seine Enkel Ngu und Laifoni, die Söhne Ungas. Auch seine letzte Gattin, Königin Salote, sollte dort beigesetzt werden; doch blieb sie auf Tongatabu, weil gerade kein würdiges Fahrzeug zur Überführung ihrer Leiche vorhanden war, und wurde unweit des Schlosses in Strandnähe unter der riesigen Blätterkrone eines mächtigen Eisenholzbaumes beerdigt. Sein unauslöschliches Gedenden gegenüber der ihm vorausgegangenen Sippe bezeugte der tonganische Monarch durch Errichtung von würdigen Totenmalen für jeden einzelnen verbliebenen Angehörigen. Schließlich war auch seine eigene letzte Stunde herangekommen; er starb am 18. Februar 1893 zu Nukualofa, im gesegneten Patriarchenalter von fünfundneunzig Jahren, und wurde fast in der Mitte seiner Hauptstadt auf dem großen freien Platz Malae Kula in einer Marmorgruft zur letzten Ruhe gebettet. Seine allerletzten offiziellen Gedanken waren ökonomisch-moralischer Natur: ein unerlaubter geschlechtlicher Verkehr einer ledigen Tonganerin mit irgendeinem Manne sollte erstmalig mit hundert Goldmark und im Wiederholungsfalle mit fünfhundert Goldmark oder entsprechender Zwangsarbeit bis zu drei Jahren geahndet werden. Aber die jungen Tonganerinnen schäkern nicht nur gern, sondern zahlen auch prompt die verlangten Geldbußen und so ersprießen durch die alterweise Heiterkeit seines genialen Patriarchen dem tonganischen Staat-

säckel noch nachträglich ganz beachtliche fortlaufende Nebeneinnahmen.

Am 20. Februar 1893 wurde dem tonganischen Volke der Tod seines greisen Monarchen durch den Erstminister mittels einer gedruckten Proklamation bekannt gegeben und am gleichen Tage durfte die Leiche im Thronsaal öffentlich aufgebahrt werden; sie lag in einem kostbaren Holzsarg, den ein einfacher vernieteter Zinnsarg umgab. Unter den Trauersalutschüssen der königlichen Truppen und den Klängen der Hofkapelle, die den Trauermarsch aus Händels Oratorium «Saul» intonierte, wurde der tote König aus seinem Schlafgemach in den Parterresaal heruntergetragen. Die Prozedur dauerte neunzig Minuten; ebenso lange wurde un-  
aufhörlich geschossen und musiziert, wie wenn polynesischer Urkultur und europäischer Zivilisationstünche noch ein allerletztes Mal unerbittlich sich bekriegen wollten. Der Thronsaal, die Veranden und alle Parkwege im Garten des Schlosses waren mit herrlichster Tapa belegt, damit der Geistleib des verstorbenen Monarchen seine Geistfüße nicht zu verunreinigen brauchte, wenn er, für immer Abschied nehmend, noch ein allerletztes Mal durch seine frühere Wirkungsstätte schritt. Am 6. März 1893, während der vierten Nachmittagstunde, wurde die sterbliche Hülle König Tubous I. von Tonga feierlich beigesetzt. Für einige Minuten stockte der Atem der ganzen kulturellen Menschheit. ARTHUR BAESSLER, der wenige Wochen nach dem Tode des Königs die Tonga-Inseln besuchte, hat uns darüber ausführlich unter Befragung eines Augenzeugen berichtet. Allein mehr als eine Stunde nahm der bloße Vorbeimarsch in Anspruch, den die königliche Garde in Paradeuniform und Trauerflor um den linken Unterärmel eröffnete. Studenten der Landesuniversität mit wehenden Trauerflören bildeten Ehrenspalier, hinter ihnen Tausende und Abertausende schwarzgewandeter kauender Untertanen, in ehrfürchtigem Schweigen versunken. Beim Herannahen des von zweiunddreißig Adeligen (tonganisch: eiki) geschulterten Katafalkes warfen die Studenten Blüten auf den Weg, die zur Rechten rote und die zur Linken weiße. Mit schwarzer Tapa waren alle Anmarschwege ausgelegt. Das Konsularkorps erwies dem großen Toten noch einmal seine zivile und die königliche Garde ihre militärische Reverenz. Hofprediger Watkin hielt eine längere Gedenkrede, um danach die Leiche einzusegnen. Während der Sarg von der Bahre gehoben und langsam in die Gruft gesenkt wurde, über der später eine Stele mit dem Medaillonbildnis des verblichenen Einigers von Gesamt-Tonga aufragen sollte, drängten sich plötzlich mehrere der vornehmsten Damen in den Vordergrund, um durch Emporheben von gafigafi, uralten kostbaren feinen Matten, diese sakrale Hand-

lung den profanen Blicken der Zuschauer zu entziehen, denn es bleibt für einen Tonganer unziemlich, «daß seine Augen sehen, wie die Größe und Macht seines Herrschers in eine Gruft versenkt wird».

#### *IV. Präsidentin Angata von Rapanui, eine mantische Seele*

Seit Jahrzehnten beschäftigt eine winzige weltentlegene Südseeinsel mit der Problematik ihrer steinernen Riesenstatuen und ihrer hölzernen Schrifttafeln das Kulturbewußtsein aller Menschheit. Dutzende von Büchern und Hunderte von fachlichen Einzelabhandlungen sind unterdessen über die Osterinsel, einheimisch Rapanui = große Fläche (rapa = Fläche, nui = groß) geheißten, publiziert worden und die gewaltige Flutfülle der Osterinselforschung, bisher zu keinerlei brauchbaren oder gar beweisbaren Deutungen vorgestoßen, will immer noch nicht abebben. BIENVENIDO DE ESTELLA bemerkt dazu recht sachlich in der Einleitung (S. 1) zu seinem Buche «Los Misterios de la Isla de Pascua» (Santiago de Chile 1920): «Muchos son los viajeros que, ya por estudio, ya por espíritu de viajar u otro motivo más o menos honesto, se han acercado a esa misteriosa isla. Algunos de ellos han tenido la buena ocurrencia de dar a la publicidad sus impresiones, observaciones, y sus estudios en el ramo que se han propuesto; pero, al hacer historia, sobre todo de la antigüedad de la isla y de sus habitantes, dan con los escollos del misterio, con las sombras de lejana obscuridad, y, más que todo, con la persistente desconfianza de los habitantes kanakas que nunca dicen verdad a los extranjeros por los justos motivos que tienen, pues los extranjeros han molestado tanto en todo tiempo a los pobres Kanakas, que por completo han perdido su confianza en ellos.»

Offiziell wurde die Osterinsel am ersten Osterfeiertage des Jahres 1722 (und darum europäisch so nachbenannt), nämlich dem sechsten April, von Jakob Roggween, einem holländischen Admiral, entdeckt und erstmalig von eines weißen Mannes Fuß betreten. Aber, wie Alles auf jener geheimnisvollen Insel, wird auch diese offizielle Entdeckung unsicher vor zwei früheren inoffiziellen Aufsegelungen, einer spanischen anno 1606 und einer englischen anno 1686. Beheimatet im entlegensten Winkel unserer alten Mutter Erde, der riesigen, aber völlig landlosen Südostecke des Stillen Ozeans, mußte Rapanui mutmaßlich unvorstellbar große Zeiträume hindurch eine längst vergessene unscheinbare Landflocke auf einem gigantischen Wasserleibe bleiben, gleichsam sein Nabel und daher von den Eingeborenen recht anschaulich gelegentlich auch *te pito te henua* = der Nabel aus Erde



Abb. 2.



Abb. 3.

Abb. 2. König (Taufa Ahau) Georg (Siaosi) Tubou I. von Tonga. Civilaufnahme auf Bromsilberplatte aus dem Jahre 1854.

Abb. 3. Präsidentin Angata von Rapanui. Photo von Katherine Scoresby Routledge, Juni 1914.

(pito = Nabel, henua = Land) heißen, was im übertragenen Sinne sogar als Ende oder Abschluß einer mehr oder minder umfänglichen Bodenfläche ausgedeutet werden kann. BIENVENIDO DE ESTELLA, unsere chilenische Autorität, ein weltaufgeschlossener Kapuzinerpater, meint dazu in seinem bereits vorher zitierten Buche (S. 90/91): «Pequeña como un punto, perdida y solitaria en medio de la inmensidad desolada del océano, vivió ignorada durante largos años la Isla de Pascua, sin que ni el Asia ni la América, ni la Europa, conocieran su existencia. — Fué Davis quizá el primero en llegar a ella. En efecto, encontró en 1686 una isla que describió fantásticamente y a la cual se ha dado el nombre de Tierra de Davis. — Es posible, sin embargo, que, mucho antes que Davis, llegara a esta isla, el 5 de Febrero 1606 el marino español don Pedro Fernández de Quirós, que salió del Callao a fines del año anterior en busca de la isla de Santa Cruz. En su camino halló una isla a la cual dió el nombre de los Cuatro Coronados. 'Talvez esa isla era Pascua.»

Wir wissen nichts Bestimmtes über die Einwohnerzahl Rapanuis zur Zeit des englischen Flibustiers Edward Davis, geschweige

denn zu noch früheren Zeiten; aber wir mutmaßen bei der bereits vorhandenen Kulturhöhe innerhalb der Insel, also ihrer endemisch entwickelten Kulturpotenz, und ihrer formvoll spezialisierten Aufspaltung in mindestens neun, stets festefreudige Stämme ein damaliges Minimum von zehntausend Menschen. Als ADELBERT VON CHAMISSO am 28. März 1816 für ein paar flüchtige Stunden die Osterinsel betrat, hatte er eine immerhin noch erstaunlich dichtgedrängte Bevölkerung vorgefunden, ohne allerdings auf konkrete Zahlenangaben sich einzulassen. Als anno 1862 nach einem feigen Überfall durch peruanische Sklavenhändler neunhundert Rapanuier im besten Mannesalter nach den Guanolagern der Chinchainseln verschleppt worden sind, muß die Gesamtbevölkerung wenigstens noch dreitausend Seelen betragen haben; seither sank sie rapid, dezimiert durch absichtlich und unchristlich infiltrierte Blattern- und Schwindsuchtepidemien sowie neue Verschleppungen von weiteren dreihundert Rapanuieren im besten Mannesalter als Plantagenarbeiter nach Tahiti, denen aus Furcht vor möglichen neuen Gewaltmaßnahmen eine freiwillige Abwanderung eines nicht unerheblichen Teiles der restlichen Einwohnerschaft auf die ungefähr zweitausend Kilometer westwärts gelegenen Gambierinseln (Mangareva-Gruppe) nachfolgte, so daß die Gesamtzahl der Eingeborenen 1877 auf einhundertundelf Personen herabgesunken war. Der weiße Mann zeigt ein Gesicht des Teufels, meinen die Rapanuier noch heutzutage allen Ernstes und vermöge der geschichtlichen Erfahrung, die ihnen leider und für uns Europäer beschämenderweise nicht abzusprechen ist. Allerdings zählt der letzte amtliche Zensus vom Jahre 1934 bereits wieder 396 polynesischen Bewohner der Osterinsel, davon 159 echte Rapanuier. HERMANN BAUMANN, der bekannte Afrikanist, hat nebenher auch dem Osterinselproblem eine allgemein verständlich abgefaßte Flugschrift gewidmet «Rätsel der Osterinsel» (Murnau 1949), in der wir auf Seite 10 solche Worte lesen, die uns nachdenklich genug stimmen sollten: «... es ist ein unverzeihliches Versäumnis der abendländischen Geistesgemeinschaft, daß man eine eigenartige Kultur von so hohem Rang dahinschwinden ließ, ohne sich die Mühe zu machen, ihren tiefen und zahlreichen Geheimnissen rechtzeitig nachzuspüren».

Im April 1911 besuchte der chilenische Meteorologe deutscher Abkunft WALTER KNOCHE im Auftrage seiner Regierung die Osterinsel und veröffentlichte vierzehn Jahre später zu diesem bedeutsamen Thema eine Monographie, die spanisch und deutsch erschienen ist. In seiner bereits 1912 zu Santiago de Chile veröffentlichten Broschüre «Tres notas sobre la Isla de Pascua» stoßen wir (S. 7/8) auf die nachfolgenden Ausführungen, die die Weltöffent-

lichkeit erstmalig auf jene sagenumwitterte Osterinsulanerin aufmerksam gemacht haben, deren knapper Lebensabriß hier mitgeteilt werden soll: «En Abril de 1911 había en la Isla, entre 228 habitantes, sólo 4 que estaban tatuados: un hombre y una mujer de edad que fluctuaba entre los 60 y 70 años, otro hombre de cerca de 80, y una mujer, que bordeaba los 90. Esta última recordaba todavía muy bien la invasión de peruanos, mercaderes de esclavos, en el año 1860, y creía tener ya en aquel tiempo mucha edad. Los detalles que obtuvimos sobre el tatuaje fueron dados por esta vieja, pues los otros no sabían ó no querían decirlos. Esta tenía todavía un espíritu muy vivo, pero físicamente estaba muy decaída, apenas si se movía por sus pies alrededor de su choza y su hijo debía guiarla muy cuidadosamente. La parte superior del cuerpo de esta vieja era muy difícil desnudarlo, pero la inferior era absolutamente imposible . . .» Jene nahezu neunzigjährige, resolute, leiblich halb gelähmte, aber geistig ungeheuer regsame und quicklebendige alte Dame war, was der Leser gewiß schon erahnt haben wird, Angata, der kurzlebigen Republik Rapanui nachmalige erste und einzige Präsidentin, eine durchaus mantische Seele, wie sie nur noch in der panpsychisch bedingten Kulturwelt zivilisatorisch ziemlich unberührter Kanaken zu gedeihen vermochte. Sie bleibt daher nicht nur ein Symbol für eine ausgeklungene unwiederbringliche Zeitepoche, sondern repräsentiert gleichzeitig letztgültig ihre eigene todesträchtige, im Erlöschen befindliche Rasse.

Als blutjunge Frau um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts war Angata lediglich eine von zahlreichen Schönen gewesen und hatte die farbenfrohen Feste ihrer weltfernen, vom Pesthauch abendländischer Zivilisation noch unversehrt gebliebenen Heimat mit allen Kräften ihrer natürlichen Tanz- und Schwimmsfreudigkeit mitzufeiern geholfen. Sie war erfahren in jenen schönen Künsten, die der damalige Inselfürst (ariki) Ngaara eifrigst protegierte, und eingeweiht in die mannigfaltigen Überlieferungen, Mythen und Märchen ihres Völkchens. Sie war nach Beendigung der Pubertät den uralten stamm- und sippegebundenen Herkömmlichkeiten gemäß am ganzen Körper kunstvoll tatauwirt worden wie ihr später von den peruanischen Banditen verschleppter und elendiglich umgekommener Landesherr Maurata, der letzte unabhängige Inselfürst und Enkel des hellhäutigen kunstsinnigen Ariki Ngaara, und ließ sich manchen Rattenbraten, die rapanuische Leibspeise, ausgezeichnet munden, denn, selbst gelegentlich und lediglich zur Menüabwechslung, Menschenfleisch zu essen, wäre schon damals schwer verpönt gewesen. Die Tatauwierungen auf ihrem Körper waren genau so symbolhaft wie die Träume,

die sie nachts erfrischten oder heimsuchten. Frühzeitig lebte sie mehr nach innen, als es bei ihren Landsleuten üblich und für sie selber nach außen förderlich gewesen wäre. Sie blieb durch alle Lebensalter: Angata, die besondere, die auserwählte, die Freundin der heimischen vorentdeckerischen Götter, nachgeborener Geist vom abgeschiedenen Geiste der vorgewaltigen *ivi-atua*, der all-rapanuiischen Seher und Propheten. Die ausgesprochen mantische Begabung gewisser polynesischer Individualtypen ist bis in unsere moderne Zeit hinein konstant erhalten geblieben und hat, besonders bei den Hawaiiern (Ermordung Ioe Kahahawais durch den usanischen Marineleutnant Thomas H. Massie), Maori, Samoanern (Mau-Bewegung) und Tahitiern (Philanthrop Tiurai) nicht selten zu einer lokalen völkischen Wiederbelebung geführt, die durch die gesamtasiatischen Vorgänge der letzten Monate weiteren Auftrieb erhalten dürfte. Ich möchte in diesem Zusammenhange noch besonders an die beiden Führer Te Ua und Te Kooti der maorischen Pai-marire-Bewegung zwischen 1860 und 1870 erinnern, ferner an den Maori Ruatapu, der inmitten des Ersten Weltkrieges ganz öffentlich seine Sympathie für Deutschland erklärte, und schließlich an den Maori Ratana, der 1925 in London König Georg V. vergeblich eine Denkschrift zu überreichen sich bemühte und infolge der Aussichtslosigkeit seiner Versuche in gleicher Mission nach Tokio weiterreiste.

Angata erlebte das Jahr 1862, das über ihr Völkchen durch die hinterhältige Gewissenlosigkeit peruanischer Menschenfänger unsagbares Unglück hereinbrechen ließ, und wurde durch jene unauslöschlichen Eindrücke grundlegend für den langen Rest ihres Lebens ausgerichtet. Sie erlebte zwei Jahre später Frater EUGÈNE EYRAUD, einen Laienbruder von der Congrégation des Sacrés-Cœurs de Picpus, und die nahezu gespenstische Rückkehr mehrerer deportierter Landsleute aus den Guanolagern der Chinchainseln infolge des energischen Protestes der kaiserlich-französischen Regierung. Sie erlebte im Jahre 1868 die systematische Vernichtung aller hölzernen Schrifttafeln durch übereiferige «Heidenbekehrer» und konnte jenem blindwütigen Treiben nur weinenden Auges und wehmütigen Blickes zugeschaut haben. Sie lernte anno 1870 den Schweden Kaj de Greno kennen, der einige Monate als Schiffbrüchiger auf ihrer Insel verbrachte, und anno 1871 den Franzosen Pierre Loti, der mit dem französischen Kriegsschiff «La Flore» einige Tage zu Besuch kam; sie erlebte anno 1872 den Besuch der chilenischen Korvette «O'Higgins», anno 1883 den Besuch des deutschen Kanonenbootes «Hyäne», anno 1886 den Besuch des usanischen Kreuzers «Mohican», anno 1904 den Besuch des schweizerischen Forschers ALEXANDER AGASSIZ und anno 1914



den Besuch der englischen Forscherin Katherine Scoresby Routledge auf ihrer zu Forschungszwecken sorgsam ausgerüsteten Yacht «Mana». Bereits am 9. September 1888 war die offizielle Inbesitznahme der Osterinsel durch die chilenische Republik erfolgt; der damalige Zensus der Bevölkerung betrug lediglich 185 Seelen. Angata brauchte nicht in die weite Welt hinauszureisen, um die Nationen und ihre Menschen kennen zu lernen, denn die Nationen und ihre Menschen kamen zu ihr und wurden von ihr mit hellwachen Blicken gemustert. Wer einmal eine Lichtbildaufnahme von Angata gesehen hat, vergißt diese bohrenden Blicke niemals; sie offenbaren eine reiche persönliche Erfahrung von acht mikrokosmisch durchlebten Jahrzehnten und eine ebenso reiche ererbte Erfahrung von mindestens acht innerlich erregten Jahrhunderten. Eine weltentlegene Insel, auch wenn sie von einem Völkchen mit traditioneller raumkühner fernzielerprobter Hochseeschiffahrt besiedelt ist, bleibt immer einem einsamen Kloster vergleichbar; ihre Bewohner, zumindest die weiblichen, leben sozusagen in einer unaufhörlichen freiwilligen Klausur.

Angata ist allzeit bemüht gewesen, die Fesseln ihrer kargen Umwelt zu sprengen oder wenigstens zu weiten; sie lernte und lauerte, sie lauerte und lernte unaufhörlich und wußte schließlich, daß ihre größte Stunde noch kommen würde. Die Weißen hatten sozusagen für ein paar bunte Glasperlen den heimatlichen Boden erhandelt oder ihn einfach enteignet — gestohlen. Nein, christlich war das nicht! Die Weißen hatten die Insel zeitweilig zu einer Kolonie für gemeine Sträflinge gemacht, die schamlos sich aufführten und veneröse Krankheiten einschleppten, was ebenfalls nicht christlich war. Seit 1897 existiert sogar eine in Valparaiso gegründete «Gesellschaft zur Ausbeutung der Osterinsel (Sociedad explotadora de la Isla de Pascua)», die das weltferne Eiland allmählich mit einer ausgedehnten Schaf- und Rinderzucht bevölkert hat, so daß den Eingeborenen, die nur noch im Dorf Hangaroa hausen dürfen, kaum Raum genug zum freien Atmen übrig bleibt. Laut physikalischem Gesetz muß ein Gefäß ohne Ventil, unter unerträglichen Druck gesetzt, ganz einfach platzen. Solches geschah denn auch prompt Anfang Juni 1914, kaum drei Monate nach Eintreffen der englischen Forschungsexpedition, als erstmalig der Ruf erscholl: «Rapanui den Rapanuiern!» Angatas größte Stunde war angebrochen. Die alte Dame hatte einen Traum gehabt; ob vom Christengott eingegeben oder vom Vorvätergott Make-Make, dem uralten Großherrscher sämtlicher Seeschwalbeneier, heraufgeschickt, ließ sie vorsichtigerweise und voll diplomatischem Instinkt außerhalb jeglicher Diskussion stehen. In dem Traum ward ihr kundgetan, das Señor Merlet in Valparaiso, der Chef des auf der

Osterinsel angesiedelten Viehzuchtgroßunternehmens, plötzlich verstorben wäre und dadurch die Rechte an dem Landbesitz wieder an die Rapanuier zurückgefallen seien. «Geht und holt euch das Vieh! Es ist alles euer. Morgen wollen wir einen Festschmaus veranstalten. Freude und Freiheit — so soll die Losung lauten!» Angata hatte gesprochen. Die Aufführung des Vorspieles funktionierte tadellos.

Am 30. Juni 1914 wurde die Gründung der unabhängigen rapanuischen Republik förmlich proklamiert und die Tricolore des neuen Staates feierlich gehißt, des an Menschenzahl kleinsten politischen Gebildes, das unsere Erde jemals sehen durfte. Angata wurde einstimmig zur Präsidentin gewählt. Gefolgt von zwei würdigen Begleitpersonen begab sie sich nach Mataveri am Nordabhang des erloschenen Vulkans Ranokao, wo der Verwalter des Viehzuchtgroßunternehmens und derzeit auch das englische Forscherehepaar Routledge wohnten. Dort übergab sie ihre spanisch abgefaßte formgerechte Erklärung der soeben erfolgten insularen Unabhängigkeit, «derzufolge von jetzt an der gesamte Boden und alles Vieh den Kanaken gehöre, welche den Pachtvertrag überhaupt niemals anerkannt hätten, weil er eine große Räuberei sei». Danach wurden zunächst einmal zehn Stück Vieh geschlachtet und der Festschmaus begann. Auch Lady Routledge bekam eine amtliche Auflage; sie mußte die Schnittmuster ihrer eigenen Kleider an die Rapanuidamen ausliefern. Präsidentin Angata meditierte und träumte, träumte und meditierte unterdessen; sie schien mit den Fregattvögeln ihrer kühnen Gedanken in die vergangenen Jahrhunderte zurückzufliegen. Gott Make-Make herrschte wieder über Rapanui und der Großherr sämtlicher Seeschwalbeneier befahl der Präsidentin im Traume, weiterhin tüchtig Hammelfleisch zu essen und dafür Sorge zu tragen, daß jeder Rapanuier ausreichend gesättigt werde. Also: her mit den Hammeln, Tag für Tag! Als der Gatte der englischen Forscherin namens des chilenischen Verwalters den immer selbst- und siegesbewußter auftretenden Insulanern wöchentlich jeweils zwei fette Ochsen anbot, falls der Frieden wiederhergestellt werden könnte, lachten die Rapanuier ihm offen ins Gesicht und Angata fiel in mantische Verzückungen und psalmodierte mit seherischer Stimme: «Kommen wird bald der Tag, wo die weißen Unholde von allen unseren Inseln verjagt werden können und die farbigen Völker einander großmächtig verbrüdern!» Die Lage der wenigen Weißen auf Rapanui war reichlich kritisch geworden, zumal die Yacht «Mana» gerade nach Valparaiso Kurs genommen hatte. Auf beiden Seiten wurden bereits die Schießgewehre ausprobiert. Angata aber spürte die größte Stunde ihres Lebens auf sich zukommen und sie genoß sie bedäch-

tig und in allen Zügen, gleichsam als letzten beseligenden Stoßseufzer ihres dem unmittelbaren und erbarmungslosen Untergange geweihten Völkchens: tragisches Welttheater auf einer Miniaturbühne mit ein paar rein zufällig anwesenden, einigermaßen objektiven Zuschauern.

Präsidentin Angatas Forderung nach völliger Selbständigkeit ihrer Heimatinsel war völkerrechtlich durchaus nicht unbegründet gewesen. Als nämlich anno 1862 die französische Fregatte «Cassini» unter dem Kommando von Kapitän Lajeune für einige Tage Rapanui besuchte, hatte ihr Chef die strikte Anweisung seiner kaiserlichen Regierung mitbekommen, die Unabhängigkeit der Insel unter keinen Umständen anzutasten und gegebenenfalls gegen mögliche Attacken seitens dritter Mächte wirksam aufrechtzuerhalten. Seither behandelten alle anlaufenden englischen, französischen und nordamerikanischen Schiffe die Osterinsel «*como tierra independiente*», also wie einen souveränen Staat, und auch alle notariellen Verbriefungen auf Tahiti in bezug geschäftlicher Transaktionen mit Rapanui haben deren Bewohnern ohne einen Zweifel jede mögliche Partnerschaft als vollberechtigte eigenstaatliche Ausländer zugestanden. Riroroko, Mauratas und dessen Nachfolger Atamu Nachfolger als Inselfürst und sein Staatssekretär Daniela Teave haben die chilenische Okkupation gleichfalls niemals als rechtmäßig anerkannt. Auch Veronika Mahute, Fürst Rirorokos Witwe, war ausgesprochene Gegnerin der Inbesitznahme ihrer Heimatinsel durch den chilenischen Fremdling (*pakeha*). Rapanuis nicht unfähiger, wenngleich recht simpler Staatssekretär Daniela Teave ließ Verbalnoten über Chile geradezu herunterhageln, in denen alle Besitztitel der Liegenschaften einzelner Eingeborener energisch verteidigt wurden. Jedoch Señor Merlet ließ sich von diesem Sturm im Wasserglas keineswegs beruhigen oder gar anfechten; er hatte die Insel für seine Zwecke gepachtet und damit basta! Schon Fürst Atamu hatte den völkerrechtlichen Zustand Rapanuis Chile gegenüber bestenfalls als Protektorat, keineswegs als Kolonie oder gar chilenisch-staateigenen Besitz definiert, obwohl bereits anno 1871 Monsignore TEPANO JAUSSEN auf Tahiti, Titularbischof von Axieri, die kustenreichste südwestamerikanische Republik geradezu ermuntert hatte, Rapanui wegen der elftausend Hektar fruchtbarsten Ackerlandes und um der diesbezüglichen kommerziellen Möglichkeiten willen vorsorglich zu annektieren. Señor Merlet besuchte die Osterinsel erstmalig, als Fürst Riroroko gerade gestorben war, und wollte dessen Nachfolger Ika als rechtmäßigen Inselherrn nicht anerkennen. «Señor Merlet kommandiert hier», schrie dessen Verwalter. «Aber ich bin und bleibe Inselfürst», entgegnete Ika, ein Koloß an Kraft

und gleichzeitig ein Hüne von Gestalt, voll ruhiger Würde. Der Verwalter bewaffnete seine Feldhüter mit Karabinern und Ika und dessen Landsleute bombardierten die Gegner mit Steinen aller Größen, so daß jene, offensichtlich nervös geworden, Schreckschüsse in die Luft abgaben und diese schließlich in eine natürliche Erdhöhle sich zurückzogen. Nein, völlig reibunglos sind die chilenisch-rapanuiischen Beziehungen auch vor dem öffentlichen Auftreten der Präsidentin Angata nicht gewesen!

Da Angata jetzt auf der Höhe ihrer Macht angelangt zu sein schien, befahl sie ihren Untertanen, Señor Merlets Herden auch weiterhin für die diversen Festschmäuse gehörig zu dezimieren. So gestaltete sich die Situation für die wenigen Weißen von Tag zu Tag bedrohlicher, zumal die Eingeborenen durch das wackere Fleischessen zu ungeahnten Kräften kamen. In dieser schwierigen Lage entschloß sich die englische Forscherin, die schon um ihrer forscherschen Arbeit willen auf das Wohlwollen der Eingeborenen angewiesen war, persönlich bei der Präsidentin zu intervenieren. Sie begab sich darum nach Hangaroa und wurde auf dem Dorfplatz feierlich und freundlich empfangen. Der alte Daniela Teave fungierte inzwischen wiederum als förmlicher Staatssekretär. Die Aussprache der beiden Damen vollzog sich in aller Öffentlichkeit. Die Lady bat, forderte und verwies auf die Flinten. Die Vahine (Eingeborene) verneinte starrköpfig, von ausgespannten Hammelfellen und aufgehängten Fleischkeulen malerisch abgeschirmt, betonte die Rechtmäßigkeit aller Vorfälle und prophezeite unerschütterlich die Kugelfestigkeit ihrer Kanaken. Gastlich und gnädig wurde die Lady entlassen und Präsidentin Angata amtierte weiterhin unbekümmert um die tagtägliche Verminderung des Viehbestandes von Señor Merlet, bis sie eines Tages den Weißen mitteilen ließ, das Forschungsschiff «Mana» werde demnächst zurückkehren und wichtige Post für alle mitbringen. Bald darauf zeigte sich am Horizont tatsächlich ein Schiff; es war allerdings der Regierungschoner «General Baquedano», der durch seine armierte Überlegenheit die junge Republik Rapanui ganz einfach und völlig unblutig kassierte, nicht ohne den früheren rechtlichen Zustand wiederherzustellen. Immerhin nahm selbst diese friedliche Niederringung des kleinen Inselfreistaates neun volle Tage in Anspruch. Drei Rapanuier waren währenddessen vorübergehend verhaftet worden; ein vierter, der vormalige Staatssekretär Daniela Teave, starb während seiner Überführung nach dem Festlande, wo er abgeurteilt werden sollte, kurz vor der Ankunft im Hafen von Valparaiso, aber noch auf hoher See. Sein Gott Tangaroa, der Herr und Hüter der moana, des unermesslichen Ozeans,

hatte ihn rechtzeitig ungestraft und wogenherrlich in ein beständigeres und unerforschliches Reich heimgeholt.

Präsidentin Angata überlebte den Untergang ihrer rapanuischen Republik nur um wenige Wochen. Aufgewachsen in einer einsamen Behausung am Südostabhänge des geheimnisvollen Statuenberges Ranoraraku, hatte sich jetzt im fernen westlichen Hangaroa ein abseitiges Menschenleben erfüllt, das in unserem Jahrhundert gewiß beispiellos bleiben wird. Wie reich muß die Seele jener uralten Kanakin gewesen sein und wie groß dürfen wir die geistigen Schätze veranschlagen, die sie um nichts preisgab und unverlierbar mit sich hinübernahm!? Manchmal wird ein Menschenleben doch mehr wert, als es für gewöhnlich scheinen mag. Der völkische Freiheitswillen, von Angata ihren Rapanuiern wiedergeschickt, ist seither auf der Osterinsel nicht mehr zur Ruhe gekommen und hat inzwischen einem weißen Angestellten der Firma Merlet das Leben gekostet; er wurde nach schweren und sachlichen Unstimmigkeiten erschlagen und seine Leiche in das Meer geworfen. Vielleicht sollte die UNO ganz Rapanui zu einem riesigen kanakischen Freilichtmuseum erklären, mit ausschließlich eingeborenen Wächtern und Betreuern natürlich, das Weiße wohl besuchen, aber nie mehr ausplündern und besiedeln dürfen. «Rapanui den Rapanuiern!» Angatas Worte echoen in die gewaltige Kette der großen asiatischen Konflikte unserer Tage gegenüber der gesamten weißen Menschheit hinein. Als Angata beerdigt wurde, war ganz Rapanui dabei, auch die Weißen: Chilenen, Engländer und — Deutsche vom Geschwader Graf Spee, das auf seiner letzten Fahrt von Ostasien nach Südamerika dort längere Zeit gelandet hatte. Sie alle, Freunde, Feinde und Neutrale friedlich vereint inmitten des Ersten Weltkrieges, müssen nicht wenig gestaunt haben, obwohl sie jener kontinente- und rassenüberbrückenden Symbolhaftigkeit kaum bewußt geworden sein können, als die ersten Erdklumpen auf Angatas armseligen Sarg herunterpolterten und Rapanuis eingeborene Trauerversammlung überraschenderweise in ein urkräftiges und so versöhnliches «Hip-hip-hurra!» ausklingen sollte.

#### *V. Abschließende Anmerkungen in Hinblick auf die zeitgenössische Problemstellung*

«Alles, was mit dem religiösen Leben zusammenhängt, ist für die Eingeborenen von allergrößter Bedeutung. Die Religion durchdringt ihr gesamtes Leben von der Geburt bis zum Tode. Ohne religiöse Übungen ist keine Heilung von Krankheit möglich, keine Initiation, kein Bootsbau, kein Gartenbau, ja nicht einmal ein

erfolgreicher Fischzug oder eine Jagd, geschweige denn ein Kriegszug. Die Eingeborenen halten ihre religiösen Gebräuche unverbrüchlich ein und sterben eher, als sie diese übertreten. — Unter diesen Umständen bedeutet ein Wechsel der Religion oder auch nur eine Erschütterung des Glaubens, wie ihn die Berührung mit der Zivilisation mit sich bringt, nicht nur einen Wechsel ihrer ganzen Vorstellungswelt und des täglichen Lebens bis ins einzelne hinein, sondern darüber hinaus eine Erschütterung des gesamten sozialen Gefüges, dem sich die Eingeborenen nur in seltenen Fällen gewachsen zeigen» (HUGO ADOLF BERNATZIK: *Owa Raha*, Wien 1936, S. 235). Was, mit solchen eindringlichen Worten ausgedrückt, tatsächlich für den melanesischen Teil der Südsee als allgemeingültig sich erweisen durfte, hat ebenso gut volle Berechtigung für den polynesischen Sektor erhalten; darüber haben die drei vorangegangenen Porträtskizzen polynesischer Persönlichkeiten bei einem aufmerksamen Leser keinerlei Zweifel zurücklassen können. Kult und Kultur sind für das alt-kanakische Denken zwillingsgeschwistert. Seitdem übereiferige Missionare dem Polynesier kurzerhand seinen traditionellen Kult untersagt und zerstört haben, entschloß er sich freiwillig zur Aufgabe seiner uralten autothalattischen Hochkultur, vergreiste buchstäblich als Rasse und dämmert zu einem erheblichen Teile einem raschen unausweichlichen Ende entgegen. Die biologische Beschleunigung dieser Endphase wird in Hawaii zudem noch durch eine ungewöhnlich virulente Rassenmischung gefördert, bei der das kanakische Blutbächlein dem reißenden mongolischen Blutstrom der eingewanderten Chinesen, Japaner und Koreaner gegenüber als hoffnungslos unterlegen sich erweisen sollte. Mir klingt noch deutlich eines der vielen Gespräche im Ohre, die ich mit KARL HAUSHOFER, dem tragisch geendeten Schöpfer der deutschen geopolitischen Wissenschaft, trotz seiner Arbeitüberlastung bisweilen zu diesem Thema geführt hatte. Haushofer beherbergte damals in seiner allzeit gastfreien Villa am münchener Herzogpark einen prominenten japanischen Anthropologen, BUNKICHI HORYOKA, der zwölf Jahre in der Südsee verbracht hatte, Verfasser des Buches «Japanische und südpazifische Rassestudien (Nihon oyobi Han Taiheiyo Minsoku no Kenkyu)», zu Tokio im Januar 1927 erschienen. Das Gespräch zudritt handelte vornehmlich von den mikronesischen Palauinseln, deren eigenwillige Bevölkerung die japanischen Eindringlinge durch systematische Mischehen (Palauerinnen-Japaner, Palauer-Japanerinnen) unblutig auszurotten und heimtückisch zu absorbieren mit ziemlich großem Erfolg versucht haben. Ich empfand damals, worüber ich bei meinen beiden Gesprächspartnern nicht die geringsten Zweifel aufkommen ließ, und

empfinde noch heute diese Methode als infam; sie ist zudem einer Großmacht unwürdig, was gleichfalls für das Beispiel USA und Hawaii gelten muß.

England ist da viel weitsichtiger und kulturverbundener vorgegangen: es führte zwar jahrzehntelange, beiderseits ungewöhnlich grausame und verlustreiche Kriege gegen die Maori, die dennoch anno 1840 den berühmten Vertrag von Waitangi geboren haben, in dem die königlich-britische Regierung dem maorischen Volke in die Hand seines erwählten Vertreters TAMATI WAKANENE, des Stammesfürsten der Ngapuhi, förmlich und feierlich für alle Zeiten zu respektieren garantierte «to the chiefs and tribes of New Zealand, and to their respective families, and individuals thereof, the full, exclusive, and undisputed possession of their lands and estates, forests, fisheries, and other properties which they may collectively or individually possess, as long as it is their wish and desire to retain the same in their possession», was zur glücklichen Folge hatte, daß acht Maori als Abgeordnete in das neuseeländische Unterhaus und zwei Maori als Abgeordnete in das neuseeländische Oberhaus, vollkommen gleichberechtigt mit ihren weißen Kollegen, eingezogen sind und die maorische Bevölkerung von 39 854 reinrassigen Menschen des Jahres 1896 im Jahre 1923 auf 53 364 und im Jahre 1941 auf 66 212 reinrassige Menschen angestiegen ist. Ebenso günstig hat sich die heutige Situation in Tonga heraufentwickelt, so daß KARL HAUSHOFER hier zugestehen mußte: «Nur im Inselkönigreich Tonga lebt verkapselt die letzte der noch übrig gebliebenen Kleinwelten; es bildet mit seinen etwa 100 Inseln den einzigen ganz schuldenfreien Staat der Welt.» Mit Tonga als «Christallisationpunkt» wäre der Gedanke einer großkanakischen, also «polynesian primacy of the Pacific», bei maorischer und samoanischer Unterstützung in fernerer Zukunft realisiert zu werden, nach den augenblicklichen grundlegenden asiatischen Umwälzungen durchaus nicht so unmöglich, wie es bis dato wohl noch aufscheinen mag, denn zu keiner Zeit als der unserigen dürfte jener geniale Ausspruch Abraham Lincolns, eines der wenigen wirklichen Demokraten unserer Menschheitsgeschichte, gültiger überzeugen: «You can fool all the people part of the time and part of the people all of the time, but you cannot fool all the people all the time.»

#### *Résumé.*

Ce n'est pas seulement depuis la Conférence de Bandoeng qu'un changement fondamental s'accuse dans l'attitude des peuples colorés. La reine Salote de Tonga, représentante qualifiée des populations des îles polynésiennes, a énoncé, lors de sa visite en Europe il y a 5 ans, des commentaires sur le monde occiden-

tal qui ne manquent ni de justesse ni de sévérité. La culture autochtone de la Polynésie, qui n'a jamais connu l'emploi du métal, ni possédé une langue écrite, a cependant vu évoluer, au cours des 18<sup>e</sup> et 19<sup>e</sup>, puis au début du 20<sup>e</sup> siècle, quelques personnalités géniales qui émergent souverainement de la masse inerte et inculte et qui méritent pleinement notre estime et notre haute considération.

On a choisi dans cette étude trois personnalités éminentes, originaires de cette immense région de l'Océan Pacifique, ainsi que toute la documentation actuellement disponible, afin de leur donner leur place dans l'histoire du monde : La première, un Hawaïen ayant vécu vers la fin de la « période des découvertes » au 18<sup>ème</sup> siècle ; la deuxième, un habitant du Tonga du siècle passé et enfin, une femme de Rapanui qui, vivant au début de ce siècle, a clairement senti l'approche de la première guerre mondiale. On doit sans nul doute attribuer à ces trois personnalités historiques une valeur protagoniste et les considérer comme précurseurs lointains de ce grand mouvement du monde coloré, qui a trouvé une première expression, imparfaite encore, mais manifeste, dans la Conférence de Bandoeng.

Depuis la deuxième guerre mondiale, les peuples colorés des cinq continents ont été saisis, tant au point de vue idéologique qu'au point de vue politique, d'un mouvement évolutif qu'on ne saurait arrêter. Il est à nous, blancs, d'évaluer ce mouvement à sa juste valeur et de lui rendre justice avant qu'il ne soit trop tard pour la civilisation chrétienne occidentale, dominée par une technique sur-développée et traquée par de multiples besoins économiques. L'essai ethnologique présenté dans cette étude apporte une contribution purement historique à ces problèmes importants.

#### *Summary.*

It is not only since the Bandung Conference that a fundamental change has been taking place among the coloured peoples of the world. Queen Salote of Tonga, who is a qualified representative of the peoples of the Polynesian Islands, on her visit to Europe five years ago, made outspoken comments on the Western world. The self evolved civilisation of Polynesia which has never learned the use of metal and has no written language, produced in the 18th and 19th, as well as at the beginning of this century, some men and women who stand out timelessly from the dull and inert masses and are truly worthy of our recognition and unconditional appreciation.

In this paper three of these, from the wide region of the Pacific Ocean, are dealt with and their place in history fixed in the light of all that is at present known of them. The first a Hawaiian of the late period of discoveries round the end of the 18th century; the second a Tongan of the last century; and the third a woman from Rapanui at the beginning of this century who clearly felt the approach of the first World War. These three examples are no doubt agonistically profiled and are early signs of that general awakening of the coloured races which, in spite of its incompleteness, was manifested at the Bandung Conference.

Since the second World War the coloured peoples of all five continents have been irresistibly rising ideologically and politically. It is imperative that the white races evaluate and properly appreciate these strivings before they overwhelm Christian civilisation in the West, preoccupied as it is with its economic problems and trusting arrogantly in technological progress. This ethnological essay is intended purely as a historical contribution to this pressing present day subject.